Meike Penkwitt

Feminismen - Bewegungen und Theoriebildungen weltweit

Nach der Vervielfältigung der Geschlechter nun die Vervielfältigung des Feminismus? Ging es in der letzten Ausgabe der Freiburger Frauenstudien um Dekonstruktion der 'Geschlechterdifferenz' im Sinne einer Auflösung des traditionell dichotom gedachten Begriffes, so soll in dieser Ausgabe die Bedeutung der Kategorie 'Geschlecht' hinterfragt werden, indem die Autorinnen sich mit der Situation von Frauen in unterschiedlichen Ländern und Regionen auseinandersetzen. Insbesondere geht es dabei um die Kämpfe und Theoriebildung von Frauen gegen ihre gesellschaftliche Benachteiligung, also die jeweiligen 'Feminismen': Frauen werden damit nicht in erster Linie als Opfer, sondern vielmehr als Akteurinnen, nicht als bloße Objekte von Bedingungen, sondern als Handelnde beschrieben.

Die Reichweite der Kategorie 'Geschlecht' wird dabei relativiert, indem die Inhomogenität der so bezeichneten Gruppe herausgearbeitet, die unterschiedliche Lage von Frauen thematisiert und ihre jeweiligen Anliegen und Ziele reflektiert werden. Es geht dabei also weniger um die Gemeinsamkeiten als um die Differenzen innerhalb der nicht explizit definierten Gruppe 'Frauen'. Neben die Geschlechterdichotomie treten so andere Parameter, insbesondere derjenige der ethnisch/geographischen Herkunft, (oft) damit verknüpft der soziale und kulturelle Hintergrund wie z.B. die Religionszugehörigkeit oder die Prägung durch ein gesellschaftliches System (traditionale, kapitalistische oder sozialistische Ordnungen). Andererseits wird die Kategorie 'Geschlecht' insofern aber wieder stark gemacht, als alle Autorinnen dieses Bandes davon ausgehen, daß 'Frauen' als gesellschaftliche Gruppe auszumachen sind.

Auf den ersten Blick scheint dies eine eher unzeitgemäße Herangehensweise zu sein. So thematisierte Judith Butler in ihrem Buch *Gender trouble* das Auseinanderdriften der konventionell als naturgemäß verbunden gedachten Phämomene *sex* (biologisches Gechlecht), *gender* (kulturelles Geschlecht) und *desire* (Begehren). Indem sie die möglichen Kombinationen als jeweils unterschiedliche Geschlechter begreift, propagiert sie eine Vervielfältigung der Geschlechter und damit letztendlich deren Auflösung. Die Lebensweise von Homosexuellen, Transvestiten und Transsexuellen, die sich 'der heterosexuellen Matrix' widersetzen, wird als Beleg für diese These angeführt.

Dabei fällt auf, daß Butler und ihre Anhängerinnen diese Vervielfältigung ('im Zentrum') in eine Linie stellt mit der einer Vervielfältigung 'an der Peripherie'. Butler vereinnahmt gewissermaßen die Wortmeldung von Frauen, die das 'Subjekt' des im Westen vorherrschenden Feminismus als 'weiße, wohlhabende, heterosexuelle Frau aus der Ersten Welt' entlarven und sieht hierin ein weiteres Indiz dafür, daß das 'Subjekt' des Feminismus fragwürdig geworden sei. Die Kritik der Trikont-Feministinnen wird somit letztlich für eine Dekonstruktion der Kategorie 'Frau' in Dienst genommen.

Diese Vereinnahmung ist allerdings problematisch. Die Kritik an der Perspektive weißer Mittelklasse-Feministinnen will das kulturelle Geschlecht, *gender*, nicht angreifen, sondern lediglich in seiner Aussagekraft relativieren. Frauen sind zwar Frauen, aber eben nicht nur. Die beiden Kategorien *race* und *class* wurden daher schon sehr bald (auch von weißen Frauen) als zusätzliche Bestimmungsfaktoren sozialer Identität verwendet. Eine Kategorie, die speziell in den letzten Jahren eine immer wichtigere Rolle spielte, ist die Unterscheidung von unterschiedlichen Generationen. Die Akteurinnen von Frauenbewegungen im Trikont begreifen sich zwar als 'schwarze' (pars pro toto) Frauen, aber eben doch als 'Frauen'.

Ein Verzicht auf diesen Begriff, diese Kategorie, stand hier nie zur Diskussion und ist auch nicht angezeigt, wenn man sich die repräsentierende Funktion einer Kategorie in der Sprache verdeutlicht. Sprache trifft Unterscheidungen, die jeweils auf ein spezifisches Merkmal oder eine Merkmal-Gruppe fokussieren. Kategorien stellen somit bestimmte Differenzen aus. Daß überhaupt Unterscheidungen getroffen werden, ist jedoch Voraussetzung von Sprache und damit eine wesentliche Voraussetzung verbaler Kommunikation. Die Kritik, daß eine bestimmte Kategorie nur eine spezifische Differenz bezeichnet, kann nicht zum Verzicht auf diese Kategorie führen, sondern lediglich zu ihrer Ergänzung um weitere Kategorien, die andere Differenzen bezeichnen. Welche Relevanz einer bestimmten Kategorie im Verhältnis zu anderen Kategorien jeweils zukommt, kann nur im Blick auf den konkreten sozialen Kontext bestimmt werden.

Die Zeiten sind jedenfalls längst vergangen, als mit Haupt- und Nebenwidersprüchen argumentiert wurde. Niemand wird heute bestreiten, daß die soziale Situation eines Menschen von einer Vielzahl spezifischer Faktoren bestimmt wird. Dementsprechend haben auch Theorien an Bedeutung verloren, die von einem konkreten Merkmal (abhängige Arbeit, Geschlecht) ausgehend eine umfassende Analyse gesellschaftlicher Mechanismen unternehmen bzw. grundlegende Handlungsoptionen entwerfen. Auch der Anspruch feministischer Theoriebildung, Meta-Theorie sein zu wollen, ist insofern problematisch geworden.

Nach wie vor werden Frauen jedoch in vielen Zusammenhängen auf eine bestimmte (meist untergeordnete) Rolle festgelegt und in ihren Handlungsmöglichkeiten beschränkt. Aus dieser (insofern) gemeinsamen Position heraus, schließen sich Frauen auch heute zusammen und streiten für gemeinsame Ziele. Daß sich ihre Ziele und Strategien häufig – entsprechend dem jeweiligen Kontext – stark unterscheiden, zeigt nur, daß es heute – weltweit – viele Feminismen gibt, nicht jedoch, daß die Kategorie Geschlecht obsolet geworden ist.

*

Schon im Inhaltsverzeichnis mag auffallen, daß ein Großteil der in diesem Band versammelten Autorinnen deutschsprachige Namen trägt. Beim Inhalt des vorliegenden Bandes mag der hohe Anteil deutscher Autorinnen als problematisch erscheinen. In erster Linie liegen dieser 'Entscheidung' natürlich auch unsere finanziellen Rahmenbedingungen zugrunde: Bis auf zwei Ausnahmen gehen die Aufsätze auf Vorträge im Rahmen der Freiburger Vortragsreihe „Feminismen – Bewegungen und Theoriebildung weltweit" zurück. Es wäre uns finanziell einfach nicht möglich gewesen, durchgehend Referentinnen aus den jeweiligen Ländern nach Freiburg einzuladen. Daß wir Gloria Joseph nach Deutschland holen konnten, war nur durch unsere Zusammenarbeit mit dem Freiburger Amerika-Haus möglich.

Auch unsere Versuche, nach Deutschland oder in die Schweiz eingewanderte Frauen als Rednerinnen zu gewinnen, hatten aus den verschiedensten Gründen nur wenig Erfolg. Nebenbei gefragt: Ist es nicht merkwürdig essentialistisch, eingewanderte Frauen auf ihr Herkunftsland festzuschreiben, was, wenn es sich um Frauen aus der zweiten oder dritten Einwanderer-Generation handelt, sogar als biologistisch erscheint? Vielleicht war es auch kein Zufall, daß vor allem deutsche Frauen die Darstellung der Situation eines anderen Landes durch eine deutsche Sprecherin problematisch fanden, während angefragte Migrantinnen häufig deutsche Kolleginnen empfahlen.

Auf dem Hintergrund heutiger Theoriediskussion erscheint es ohnehin als problematisch, eine 'authentische Stimme' wiederzugeben. So gilt z.B. in der Biographieforschung die Darstellung in einer Autobiographie nicht unbedingt als 'zuverlässiger' als diejenige in einer Biographie. Vielmehr handelt es sich bei beiden Textformen um interessengeleitete Konstrukte, um unterschiedliche Perspektiven mit jeweils spezifischen Verzerrungen, die auch als solche wahrgenommen werden sollten. Der 'distanzierte Blick' mag insofern sogar Vorteile haben, als er zwar weiter von seinem 'Gegenstand' entfernt ist, dafür kann er aber leichter die Perspektive der (überwiegenden Zahl von) Adressatinnen dieses Bandes einnehmen und so Mißverständnisse in der Rezeption minimieren.

Dabei ergab sich allerdings für die Rednerinnen/Autorinnen, die sich mit der Situation eines 'fremden' Landes auseinandersetzten, eine mehr oder weniger prekäre Situation. Wenn sie Erscheinungen darstellen wollten, die von ihren eigenen Wertmaßstäben abwichen, mußten sie stets den Vorwurf des Kulturimperialismus fürchten. Manche Rednerinnen/Autorinnen haben sich mit Kritik deshalb eher zurückgehalten, andere haben kritische Stimmen aus dem Exil als Autoritäten sprechen lassen. Geschickt umgangen werden konnte das Problem auch durch das (tendenziell affirmative) Einnehmen eines ('ethnologischen') *native point of view*. Die jeweils eigenständige Darstellungsform der Autorinnen im Hinblick auf dieses Dilemma zu erkunden, macht möglicherweise die Lektüre dieses Bandes besonders reizvoll.

*

Nadja Parpart setzt in ihren Ausführungen zum Feminismus in der Bundesrepublik zwei Schwerpunkte. Zum einen reflektiert die Soziologin die gegenwärtige Bewegungslosigkeit des Feminismus, zum anderen debattiert und kritisiert sie die Geschichtslosigkeit der 'neuen' Frauenbewegung. Ihren historischen Abriß beginnt Parpart mit der ersten deutschen Frauenbewegung, also Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie verdeutlicht so eine Kontinuität, die auch Autorinnen wie Ute Gerhard unterstreichen, indem sie von der ersten und zweiten Welle einer Frauenbewegung sprechen. Die bemängelte Geschichtslosigkeit führt Parpart auf die Fixierung der 'neuen', 'autonomen' Frauenbewegung auf eine Abgrenzung gegen die Studentenbewegung zurück, von der sich die Frauenbewegung Ende der 60er Jahre abspaltete. Dies habe sich, so Parpart, vor allem insofern negativ ausgewirkt, als die theoretische Reflexion der Situation von Frauen in der zweiten Welle zunächst hinter das schon erreichte Niveau der ersten Welle zurückfiel.

Aspekte der „aktuellen Krise" des Feminismus, die Parpart thematisiert, sind zum einen das Auseinanderdriften feministischer Theorie und Praxis, die Pluralisierung der theoretischen und auch praktischen Ansätze. Hierzu führt sie die Debatte um Institutionalisierung und staatliche Förderung von Frauenprojekten einerseits und finanzielle Eigenständigkeit und Kommerzialisierung andererseits an. Als weitere Ursachen für die Krise des Feminismus benennt Parpart außerdem das 'Generationenproblem' und den sogenannten *backlash*. Schwächend wirke sich daneben aus, „daß sich jener Gestus der Kritik und Entlarvung, der einige Jahre lang den Motor des Feminismus ausmachte" mittlerweile verbraucht habe. Ob wir uns allerdings tatsächlich bereits in den „Zeiten nach dem Ende des Geschlechts" befinden, bleibt fragwürdig.

Heidrun Bomke versteht ihren Beitrag zur „andauernden Suche nach den eigenArtigen Ostfrauen" als „Vorschlag zum gegenseitigen biographischen

Verstehen". Bei ihrer Suche nähert sie sich in fragend-tastender Weise der „(Nicht-)Akzeptanz" und dem „(Nicht-)Verstehen" von Differenzen an. „Ich will, dass es die Differenz gibt!", zitiert Bomke programmatisch die literarische Figur Alina. Gemeint ist hier nicht die Differenz zwischen den Geschlechtern, sondern vielmehr diejenige innerhalb des Geschlechts 'Frauen'.

Bomke wählt zwei unterschiedliche Herangehensweisen an ihren Gegenstand: die Auseinandersetzung mit sozialwissenschaftlichen und diejenige mit literarischen Darstellungen.

Eine wichtige Differenz, die Bomke unter Bezugnahme auf literarische Texte und Äußerungen von Schriftstellerinnen herausarbeitet, ist die ostdeutsche Ablehnung des Begriffs 'Feminismus': „gesprochen wird statt dessen von Gleichberechtigung". Werde der westdeutsche Feminismus mit Konkurrenzverhalten und Männerhaß gleichgesetzt und deshalb abgelehnt, so solle die Rede von einer 'menschlichen Emanzipation', von 'Demokratisierung' oder einem 'humanistischen Feminismus', ausdrücken, daß die Gleichberechtigung beide Geschlechter meine, sowohl Frauen als auch Männer angehe.

Die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Mutterschaft stellte für Frauen in der DDR bekanntlich keine größere Frage dar. Jedoch ging Gleichberechtigung, so zitiert Bomke die Anglistin Hanna Behrend, „nicht automatisch aus weiblicher Berufstätigkeit hervor". Und schon DDR-Forschungen ergaben, daß die auch hier vorhandene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung „sowohl in der Volkswirtschaft als auch im Bereich der reproduktiven Sphäre eindeutig zu Lasten der Frauen ging".

Die Frauenforschung, die in der DDR existierte, hatte, wie Bomke deutlich macht, eine andere Gewichtung als diejenige in Westdeutschland. Im Allgemeinen sei sie, so Bomke, sehr funktional ausgerichtet, habe Frauen vor allem als „Vereinbarkeitswesen" begriffen, das unterschiedliche Rollen wie 'Mutter', 'Funktionärin' und 'Berufstätige' zu erfüllen und zu vereinbaren gehabt habe. In gewissen Bereichen wie der Sozial- und Arbeitsmedizin habe sie sogar einen Vorsprung gegenüber der Frauenforschung-West innegehabt. Allerdings sei z.B. das Thema 'Gewalt gegen Frauen' als Untersuchungsgegenstand tabuisiert gewesen. Außerdem sei es der Frauenforschung-Ost nicht gelungen, so Bomke, „den Blick auf die eigenen Interessen der Frau als Subjekt zu richten".

Immerhin fanden solche Fragen jedoch in Literatur und Kunst Raum, sich zu artikulieren, wie Bomkes Ausführungen zeigen. Hieraus erkläre sich die besonders wichtige Rolle der Literatur von Frauen in der DDR. Emanzipation und die Suche nach einem „authentischen Geschlecht" sei dort vor allem als „Absetzung gegen das System", als „etwas anderes als Funktionieren" gedacht gewesen. Der größere Kontext, in dem diese Fragen damit stehen, ist die „anhal-

tende Suche nach dem Ich in der DDR" und sei als solche, wie oben schon angedeutet, als eine Sache von Männern und Frauen begriffen worden.

Insgesamt stellt Bomke ein „Miteinander traditionaler und moderner Aspekte im Selbstverständnis ostdeutscher Frauen der mittleren und älteren Generation" fest: „Das emanzipatorische Selbstbewußtsein der Frauen, resultierend aus Berufstätigkeit und der Fähigkeit, den Alltag zwischen ganztägiger Berufstätigkeit und Kindererziehung bzw. Hausarbeit zu gestalten, wurde begleitet von der relativen Unreflektiertheit der Geschlechter- oder Frauenfrage."

Farideh Akashe-Böhme leitet ihren Beitrag mit folgender Frage ein, die auch als roter Faden des vorliegenden Bandes insgesamt verstanden werden kann: „Gibt es eine ungeteilte Sache der Frauen, die Emanzipation heißt und die sich weltweit als Ausbruch aus männlicher Bevormundung und Herrschaft versteht?" Aus zwei Gründen zögert Akashe-Böhme, diese Frage einfach zu bejahen: Zum einen weist sie auf die Differenzen in den unterschiedlichen Kulturen hin, die auch die Lebenswelten der jeweiligen Frauen prägen: „Was hier als Unterdrückung erlebt wird, schafft dort Freiräume....", zum andern konstatiert sie eine Mitschuld privilegierterer Frauen an der Misere von minder privilegierten Frauen: „Auch Frauen sind für die Ausbeutung von Frauen verantwortlich". Sie plädiert dafür, Probleme von Frauen in ihrem jeweils spezifischen Kontext zu sehen und erst dann zu fragen, „in welcher Weise Frauen als Frauen besonders betroffen sind".

Ein Hauptkritikpunkt von Akashe-Böhme an der (universitären) Frauen- und Geschlechterforschung ist das Opferklischee, das sie westlichen Feministinnen in ihrem Verhältnis zu Frauen aus der sogenannten 3. Welt vorwirft und das, wie sie kritisiert, vor allem dazu diene, sich positiv gegen diese Negativfolie als 'moderne emanzipierte Frau' abzusetzen. Auch kritisiert sie die Schwerpunktsetzung der west-europäisch-US-amerikanischen Frauen und Geschlechterforschung: „Während die Vergangenheit bis hin zu Hekate und den Amazonen und anderen Urahninnen immer noch zentral in der Frauenforschung ist, gibt es kaum Interesse für die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Wissenschaftlerinnen aus der sogenannten 3. Welt." Schließlich könnten Frauen aus Trikont-Ländern wenig damit anfangen, wenn die Konstruktion der biologischen Differenz 'männlich – weiblich' anhand der europäischen Anatomie-Geschichte demonstriert werde.

Gloria Joseph diskutiert die wichtige Rolle, die schwarze US-amerikanische Frauen in den zwei größten sozialen Bewegungen des letzten Jahrhunderts – der Civil Right-/Black Power- und der Frauenbewegung – spielten. Innerhalb der Frauenbewegung waren es schwarze Amerikanerinnen, die als erste den

Vorwurf erhoben, daß es sich beim vermeintlich universalen 'Subjekt Frau' der Frauenbewegung, in Wirklichkeit um weiße, heterosexuelle Mittelstandsfrauen der ersten Welt handele. Joseph wertet die emphatische Rede weißer Feministinnen von (universaler) 'Schwesternschaft' und den dahinter stehenden Glaube, sich damit einer anti-rassisistischen Sprache zu bedienen, als Ausdruck blinder Arroganz. Auch in der Black Power-Bewegung hatten schwarze Frauen mit der Überheblichkeit ihrer (hier männlichen) Mitstreiter zu kämpfen: „... the Black women had to struggle against Black male retrograde attitudes and white female cultural arrogance and intellectual imperialism", faßt Joseph zusammen. Hinzu kam, daß schwarze Männer die Zusammenarbeit schwarzer mit weißer Frauen als Unterwanderung ihrer Bewegung empfanden: Insbesondere die Infragestellung traditioneller familiärer Werte von Seiten kritischer Frauen, erschien und erscheint schwarzen Männern oft als recht bedrohlich.
Abschließend geht Joseph auf ihre Vision eines 'transnationalen Feminismus' ein, dem es um überregionale, ja weltweite Solidarität zwischen Frauen geht. Die Notwendigkeit dafür sieht sie vor allem in der zunehmenden Globalisierung begründet.

Elisabeth Schömbucher setzt sich in ihrem Beitrag mit der feministischen Bewegung in Indien auseinander, die sich in den letzten zehn Jahren zunehmend von westlichen feministischen Strömungen abgrenzte. Schömbucher legt ihren Schwerpunkt dabei auf die Gewalt gegen Frauen im familiären Bereich. Daneben geht sie jedoch auch kurz auf die Ausbeutung von Frauen im Arbeitssektor ein, der in der indischen feministischen Diskussion eine wichtige Rolle spielt, außerdem auf den (oft als *den* typisch indischen Ansatz angeführten) 'Ökofeminismus'.

Bei ihrer Auseinandersetzung mit der familiären Gewalt und deren Bekämpfung übernimmt Schömbucher letztlich die Abgrenzung indischer Feministinnen gegen den westlichen Feminismus:

> Sexistische Gewalt gegen Frauen ist zwar universal, manifestiert sich aber in verschiedenen Gesellschaften so unterschiedlich, daß die indische Frauenbewegung andere Methoden entwickeln muß, um gegen die Gewalt gegen Frauen in Indien anzukämpfen.

Als für Indien charakteristische Ausformungen familiärer Gewalt gegen Frauen führt Schömbucher vor allem drei Phänomene an: Am ausführlichsten beschäftigt sie sich mit den Mitgiftforderungen und den damit im Zusammenhang stehenden Mitgiftmorden, die von der Schwiegerfamilie oft bei Ausbleiben der vereinbarten Zahlungen begangen werden und die häufig als sogenannte 'Küchenunfälle' durchgehen. Außerdem befaßt sie sich mit der

pränatalen Geschlechtsbestimmung und der Abtreibung weiblicher Föten sowie mit *sati*, der (sogenannten) Witwen(selbst)verbrennung.

Am Beispiel der Einrichtung von Frauenhäusern, die viele westliche Feministinnen „als ein universales Muß im Kampf gegen Gewalt gegen Frauen" betrachteten, macht Schömbucher deutlich, daß westlichen Strategien nicht einfach nach Indien importiert werden können. Solange eine Absicherung durch ein soziales Netz fehlt und Frauen nicht finanziell eigenständig sind, stellt es für Frauen keine Möglichkeit dar, die Familie ihre Mannes zu verlassen – zumal ihre Herkunftsfamilie eine Ehescheidung als Schande betrachten und versuchen, sie zu einer Rückkehr zu ihrem Ehemann zu bewegen.

Gewalt gegen Frauen ist, wie **Miriam Lang** ausführt, auch in Mexiko ein zentrales Thema der Frauenbewegung. War Vergewaltigung zunächst tabuisiert und wurde höchstens als „monströse Ausnahme von der Regel" erwähnt, so wurde sie später als offensichtlichster und extremster Ausdruck patriarchaler Herrschaft bekämpft. Was die mexikanische Frauenbewegung diesbezüglich bis heute erreicht hat, ist durchaus beachtlich: vier Sonderkommissariate für Sexualdelikte, ein Zentrum für die Behandlung der Opfer innerfamiliärer Gewalt, ein Frauenhaus und insbesondere die Gesetzeslage im Straf- und Zivilrecht. Diese ermöglicht es z.B. seit 1997, Tätern den Aufenthalt in der Nähe der Opfer zu untersagen.

Als „entscheidenden Einschnitt" bezeichnet Lang die Wahl von Carlos Salinas de Gortari ins Präsidentenamt: Da er dem Verdacht, durch Wahlbetrug an die Macht gekommen zu sein ausgesetzt war, versuchte er, durch eine entsprechende Politik bestimmte Bevölkerungsgruppen an sich zu binden: unter anderen die Frauen.

Allerdings bieten die staatlichen Institutionen heute, so Lang, „einen sehr unzureichenden Service". Das Interesse der Behörden ließ nach der feierlichen Eröffnung der Institutionen schnell nach, was sich in einer unzureichenden personellen und finanziellen Ausstattung äußere. So wurde z.B. die ursprünglich eingeplante feministische Supervision gekürzt und die vorbildlichen Gesetze kommen aufgrund des korrupten Strafverfolgungssystems nicht zum Tragen.

Ein weiterer Kritikpunkt Langs besteht darin, daß alle Institutionen „an einem Punkt" ansetzen, „wo sich die Gewalthandlung bereits ereignet hat". Als Ursache dafür sieht Lang den Mangel an kulturkritischer Arbeit (auch der feministischen Bewegung): Die hegemoniale männliche Geschichts- und Weltsicht, die grundlegend für die Ausübung (sexueller) Gewalt gegen Frauen sei, werde zu wenig reflektiert und hinterfragt. Frauenbefreiung, so Lang, müsse auch auf der Ebene kultureller Bedeutungen und sinnstiftender Symbole erfolgen, z.B.

durch die kritische Auseinandersetzung mit Bildern in Kinofilmen, populären Liedern und philosophischen und psychologischen Schriften.

Roswitha Badry weist den äußeren Eindruck vom, was Frauenbelange betrifft, durchgängig rückständigen Iran zurück: „Die islamische Revolution hat unvorhergesehenermaßen als Katalysator für die Entstehung eines ausgeprägten und schichtübergreifenden Geschlechtsbewußtseins gewirkt." Der Begriff 'Feminismus' werde von frauenrechtlich engagierten Frauen aus taktischen Gründen zwar meist vermieden, „tatsächlich vertreten sie jedoch feministische Interessen". Diese 'feministischen' Aktivitäten reichten dabei vom Kampf um Bildungsmöglichkeiten und bessere Bedingungen am Arbeitsplatz bis hin zur Infragestellung der patriarchalen Ordnung und Wertvorstellung, die diesen praktischen Auswirkungen zugrunde liegen.

Um nicht als häretische Gruppe klassifiziert zu werden, vermeiden 'Feministinnen' im Iran offene Kritik gegenüber dem Islam. Statt dessen entstand jedoch ein frauenorientierter, reformistischer Ansatz innerhalb des islamischen Diskurses. Meist wird dieser vorsichtig als 'islamischer bzw. authentischer Feminismus' bezeichnet. Daneben spielte seit Beginn der islamischen Frauenbewegung ein 'literarischer Feminismus' eine wichtige Rolle.

Rita Schäfer setzt sich in Ihrem Aufsatz mit den gesellschaftsverändernden Beiträgen südafrikanischer Frauenorganisationen und ihren feministischen Positionen auseinander. Auch ihr geht es um eine Thematisierung der Differenzen zwischen Frauen.

Wie Schäfer ausführt, gab es zwar schon zur Zeit der Apartheid Frauenorganisationen. Als Teil der nationalen Befreiungsbewegung hatten sie spezifische Frauenprobleme jedoch dem allgemeinen Kampf untergeordnet. Frauen unterschiedlicher Ethnien gründeten schon 1954 die *Federation of South African Women* und verabschiedeten 1955 gemeinsam eine *Women's Charter*. Diese bezog sich allerdings nicht in erster Linie auf frauenspezifische Belange. Daneben gab es auch auf einzelne ethnische Gruppen bezogene Organisationen. Diese arbeiteten teilweise auch schon zu Zeiten der Apartheid in nationalen Netzwerken zusammen. So konnte die 1989 gegründete *Women's National Coalition*, die über 90 unterschiedliche Frauenorganisationen vereinte, 1994 eine (auf umfassenden Studien zu den Interessen unterschiedlicher Frauen basierende) *Women's Charter for Effective Equality* veröffentlichen, die starken Einfluß auf die neue südafrikanische Verfassung hatte.

Die Situation südafrikanischer Frauen hat sich 1994 mit dem Ende des Apartheidsregimes, den ersten Wahlen und der neuen Verfassung grundlegend geän-

rende) *Women's Charter for Effective Equality* veröffentlichen, die starken Einfluß auf die neue südafrikanische Verfassung hatte.

Die Situation südafrikanischer Frauen hat sich, so Schäfer, 1994 mit dem Ende des Apartheidsregimes, den ersten Wahlen und der neuen Verfassung grundlegend geändert. Diese Verfassung, die in ihren Gleichheitsgrundsätzen weltweit als vorbildlich gilt, eröffnete Frauen neue Handlungsspielräume. Nach Schäfers Analyse besteht die Strategie südafrikanischer Frauenorganisationen gegenwärtig in erster Linie darin, die neu geschriebenen Gesetze als Ressourcen zu nützen, da sich die rechtlich garantierte Gleichberechtigung und Gleichstellung von Frauen bisher noch wenig auf das Leben von Frauen auswirke. Während sich regional übergreifende Netzwerke und staatliche Institutionen in erster Linie um die Veränderung der Rahmenbedingungen bemühten, gingen lokal ausgerichtete Organisationen von den konkreten Alltagsbedürfnissen aus. Dabei fänden Frauen unterschiedlichster Herkunft einen verbindenden Punkt in der gemeinsamen Gewalterfahrung. In der Theoriediskussion spielt nach Ansicht von Schäfer die Abgrenzung gegen (west-)europäische und US-amerikanische Positionen eine wichtige Rolle.

Auch bei russischen Frauen herrscht, wie **Elisabeth Vogel** ausführt, die Ablehnung des (west-)europäischen und US-amerikanischen Feminismus vor. So polemisiert die zeitgenössische russische Schriftstellerin Tatjana Tolstaja gegen westliche Feministinnen, indem sie ihnen vorwirft, sich mit Luxusproblemen abzugeben, ja für etwas zu kämpfen, das ihr nicht im geringsten als anstrebenswert erscheint. Als ein Hauptproblem erachten russische Frauen ihre Mehrfachbelastung, für die sie zum einen die gegenwärtige Umbruchsituation verantwortlich machen. Zum anderen sehen sie die Mehrfachbelastung als Folge des kommunistischen Systems, das ihnen 'Emanzipation' versprach: Mit der rechtlichen Gleichstellung der Frauen galt die Gleichberechtigung in der Sowjetunion als verwirklicht. Heute fordern russische Frauen nun in ihrem Kampf gegen die Mehrfachbelastung die „Wiedereinführung des Geschlechterunterschiedes".

Elisabeth Vogel versteht ihre Annäherung an die Argumentationen russischer Frauen als Versuch, westlichen Betrachterinnen diese „befremdlich klingenden Äußerungen nachvollziehbar zu machen". Einleitend schränkt sie ein, daß sie sich ihrem Gegenstand ebenfalls aus westlicher Perspektive nähert. Grundlage der Ausführungen sind Gespräche, die Vogel mit russischen Schriftstellerinnen im Rahmen eines Studienaufenthaltes in St. Petersburg führte.

In ihrem zweiten Beitrag für diesen Band diskutiert **Roswitha Badry** die religiös-rechtlichen Aspekten der Genitalverstümmelung an Mädchen und Frauen in islamischen Ländern. Sie weist nach, „daß die umstrittene Regelung ... den

autoritativen (islamischen, M.P.) Rechtsquellen nicht zu entnehmen ist". Bisher, so Badry, beschäftigten sich vor allem Ethnographen, Anthropologen und Mediziner mit der Thematik. Deren Kenntnisse des islamischen Rechts könnten jedoch „kaum als fundiert bezeichnet werden". Badry vermutet, daß islamische Rechtsgelehrte bisher zu wenig herausgefordert wurden und unternimmt nun ihrerseits diese Herausforderung. Sie läßt sich dabei ganz auf eine islamisch-rechtliche Beweisführung ein. Mit dieser Argumentation erhofft sie sich, die „Gralshüter der Scharia" eher zu erreichen als durch eine Argumentation über die Menschenrechte, die Brandmarkung der Genitalverstümmelung als patriarchales Unrecht oder eine Verurteilung des Islam per se. Ihr Ziel sind „eindeutige Äußerungen hochrangiger (islamischer, M.P.) Gelehrter, welche die Beschneidungspraxis ohne Wenn und Aber als islamisch-rechtlich verboten einstufen".

Damaris Nübling und **Helle Egendal** beschreiben in ihrem Aufsatz den skandinavischen (Staats-)Feminismus. Als charakteristisch für die Situation in Skandinavien arbeiten die beiden Autorinnen die solidarische Unterstützung der Frauen von staatlicher Seite, - etabliert nach dem Ende des 2. Weltkrieges - heraus. Maßgeblich für diese Situation, war die lange Regierungszeit sozialdemokratischer Parteien und deren unerschütterlicher Glaube an das Gleichheitsprinzip. Dabei unterstreichen Nübling und Egendal die Vorreiterrolle Skandinaviens „aus europäischer und erst recht aus globaler Sicht".

Näher geht die Linguistin Damaris Nübling auf den Umgang mit Personenbezeichnungen, wie er im Schwedischen praktiziert wird, ein: Wurde in Deutschland in den letzten Jahren eine Sexusspezifizierung durchgeführt, mit dem Ziel Frauen sichtbar zu machen, so entschied man sich in Skandinavien für die Sexusneutralisierung und damit gegen eine ständige Fokussierung auf das Merkmal Geschlecht. Als zentral hebt Nübling in ihrem Beitrag hervor, daß im Schwedischen auch einige ursprünglich weibliche Berufsbezeichnungen sexusneutralisiert wurden. So seien in Skandinavien männliche Krankenschwestern (mittlerweile) etwas selbstverständliches. Als Ursache für diese unterschiedlichen Wege führt Nübling (auch) sprachstrukturelle Gründe an. So existiert im Schwedischen der Utrum, der Maskulinum und Femininum vereinigt, Adjektive und Relativpronomen kennen keine Feminin/Maskulin-Unterscheidung (mehr), was die Sexusneutralisierung stark vereinfacht. Analog dem englischen *he or she* benutzt man heute anstandslos die Formel *han eller hon*. Es wurde sogar darüber diskutiert, aus dem Finnischen die sexusneutrale Form hän einzuführen. Dazu Nübling: „Was sich also wie ein Vorschlag von Luise Pusch anhört, wird und wurde im Skandinavischen ohne Häme, Polemik und Ironie diskutiert". Hintergrund für den unterschiedlichen Diskussionsverlauf sieht Nübling auch in der tendenziell anderen Orientierung der (wissenschaft-

lichen) deutschen bzw. skandinavischen Sprachkritik: Sei diese in Deutschland oft rückwärts-, so sei sie in Skandinavien dagegen eher vorwärtsgerichtet. Aber auch die unterschiedlichen Diskussionsstile spielten eine Rolle: Als 'spezifisch Skandinavisches' werten Egendal und Nübling: „die im Norden so typische pragmatische und konsensorientierte Einstellung zu Problemlösungen". Positiv merken die Autorinnen abschließend an: „Eine Polarisierung und Emotionalisierung wie in Deutschland hat nicht stattgefunden."

Beate Rosenzweig schließlich fragt in ihrem Aufsatz nach den Chancen, die das vereinigte Europa für die Gleichstellung der Geschlechter bietet. Ausschlaggebend für ihre Überlegungen ist die mit dem Amsterdamer Vertrage im Mai 1999 inkraftgetretene Entscheidung, in allen Tätigkeitsbereichen „Ungleichheiten zu beseitigen und die Gleichstellung von Männern und Frauen zu fördern", das sogenannte *gender-mainstreaming*. Rosenzweig kritisiert dabei, daß diese Zielsetzung über den Bereich der Erwerbstätigkeit hinaus bisher kaum Relevanz entfalten konnte. Derzeit sei die EU-Politik im Bereich der Gleichstellungspolitik kein sozialer Motor, aber immerhin eine *backlash*-verhindernde Grenzziehung.

Bei ihrer Untersuchung der strukturellen Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Geschlechterordnungen in den europäischen Staaten gelangt sie zu dem Ergebnis, daß in allen europäischen Staaten „bisher an der traditionellen geschlechtlichen Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre" festgehalten" wurde. Insbesondere Fürsorge-Arbeiten werden auch heute noch beinahe ausnahmslos auf Frauen übertragen. Entscheidend für eine (positive) Veränderung des Geschlechterverhältnisses sei ein neuer Geschlechterkompromiß, der Haus-, Pflege- und Erziehungsarbeit für Männer und Frauen gleichermaßen ermöglicht und honoriert.

Als „Grundvoraussetzung für die Verwirklichung des nach wie vor offenen Projektes der Geschlechtergleichstellung" sieht Rosenzweig außerdem die individuelle Chancengleichheit für den Zugang zu sozialer Sicherheit an, eine soziale Grundsicherung und die flächendeckende Versorgung mit Kinderbetreuungsangeboten.